

Aufsätze in den Karl-May-Jahrbüchern 1918 – 1933

von

Reinhold Eichacker

(21.05.1886 - 10.07.1931)

Karl-May-Jahrbuch 1919
Hrsg. Rudolf Beissel + Fritz Barthel

[Was Karl May mir war](#)

[Auf Patrouille](#)

Reinhold Eichacker war Jurist und Schriftsteller. Ungewöhnlich für die damalige Zeit ist seine positive Wertung von Karl Mays symbolischem Alterswerk.

Zu Leben und Werk siehe: http://de.wikipedia.org/wiki/Reinhold_Eichacker

Eichacker nahm als Hauptmann am 1. Weltkrieg teil. Seine Erzählung „Auf Patrouille“, eine „Kriegserzählung aus Frankreich“, ist ein Nachdruck aus seinem Buch „Briefe an das Leben“ (1916). Die martialisch-chauvinistische Erzählung ist dem Geist des Frontkämpfers im ersten Weltkrieg geschuldet, stellt aber mit Blick auf das pazifistische Alterswerk Karl Mays (vgl. Eichackers Ausführungen in „Was Karl May mir war“!) im KMJb einen Fremdkörper dar.

Die Herausgeber der ersten Karl-May-Jahrbücher, Dr. Rudolf Beissel und Fritz Barthel, wollten mit diesen Jahrbüchern auch „dem Leser das May verwandte Schrifttum öffnen“ (F. Barthel, KMJb 1918, S. 10) und nahmen Beiträge auf, die keinen oder nur geringen Bezug zu Karl May hatten (O. C. Artbauer, S. Brandis, R. Eichacker, L. Gheri, W. Urban u.a.). Die Jahrbücher ab KMJb 1921, herausgegeben von Dr. E. A. Schmid und Dr. Max Finke (im weiteren L. Gurlitt und K. Guenther), sind fast ausschließlich auf Karl Mays Leben und Werk ausgerichtet.

Zum Text: Der Text wurde zeichentreu erfasst. Fußnoten wurden aus dem Original übernommen, lediglich die Nummerierung wurde geändert. Korrekturen/Ergänzungen sind in [] eingefügt.

Was Karl May mir war.

Ein Zeugnis unter vielen.

Von Dr. Reinhold Eichacker.

Wenn ich mich recht erinnere, las ich das erste Karl-May-Buch als Quintaner. Ich war damals 9 Jahre alt. „Das Vermächtnis des Inka“, „Der Schatz im Silbersee“, „Die Sklavenkarawane“ rissen mich zuerst in ihren Bann und öffneten mir den Blick in eine für mich völlig neue Welt. Durch ältere Kameraden machte ich dann auch Bekanntschaft mit den „Ich-Romanen“ Karl Mays, und seitdem begleiteten mich seine Werke und seine Lehren durch meine ganze Jugend und bis in die heutige Zeit. Es wäre mir unmöglich, seinen Einfluß aus meiner Entwicklung hinwegzudenken.

Es gab und es gibt leider auch noch heute Väter und Jugenderzieher genug, die in Karl May den Sündenbock suchen möchten, wenn ihre Söhne und Zöglinge auf der Schule nicht recht weiterkommen. Unaufmerksamkeit, Flüchtigkeit, Zerstreuung, Faulheit und Dummheit, mangelhafte Schularbeiten und versetzungsfeindliche Osterzeugnisse – alles soll Karl May auf dem Gewissen haben, dieser allmächtige, unselige Karl May, gegen den die Sirenen des Odysseus, wie die goldhaarige Loreley oder der dudelnde Rattenfänger von Hameln reine Waisenkinder der Verführungskunst gewesen sein müssen, an ihren überlieferten Erfolgen gemessen. Mein Vater dachte anders darüber. Er ließ mir die Freude an meinem Liebesschriftsteller, weil er ihn selbst geprüft und für gut befunden hatte. Er freute sich mit mir meiner Begeisterung, und wo er für meine schon damals sehr rege Phantasie Gefahren vermutete durch eine zu kritiklose Hinnahme des Geschilderten, da griff er mit sicherer Hand ein und lehrte mich Dichtung und Wirklichkeit in ihren Grenzen erkennen und unterscheiden. Oft genügte hierzu schon ein Scherz. „Na, Junge,“ – begrüßte er mich manchmal, – „wieviel Feinde hat dein Old Shatterhand denn heute wieder besiegt? Ein Fausthieb, schwapp! – Uhr heraus – so, der ist für 34 Minuten 21 Sekunden unschädlich gemacht! In der Zeit kann ich gerade seine Genossen belauschen und zwei Gefangene befreien!“ – Mein Vater wußte, daß ich nach solchen Anzapfungen sofort mit Feuereifer meinen Helden verteidigen würde, und er reizte mich durch scherzende Gegenreden zu immer eifrigeren Erklärungen und Beweisen meines Standpunktes. Die kleine Karikatur Karl Mayscher Schilderungen genügte aber, mich das Gelesene im Lichte maßvoller Kritik sehen zu lassen und meine lebhaften Rechtfertigungsversuche gegen die Angriffe meines Vaters zwangen mich immer wieder, mir der Stärken und Schwächen meines Lieblingsautors bewußt zu werden und das Gelesene immer wieder zu durchdenken und in mir zu verarbeiten. Diesem Erwerben- und Verteidigenmüssen schreibe ich viel von dem nachhaltigen Einfluß zu, den Karl May unzweifelhaft auf mich ausübte.

Jetzt, wo ich als Mann über diese Zeit nachdenke, erscheint mir die Angst mancher Väter vor Karl May ebenso unbegreiflich, wie ihre Anschuldigung ungerecht und beleidigend. Wodurch soll Karl May denn schädlich auf die Jugend wirken? Bringt er blutdürstige Schilderungen? Im Gegenteil, er vermeidet alles Grauenhafte und Abstoßende und lehrt in jedem Kapitel das Gebot „Liebet eure Feinde!“ Lehrt es so nachdrücklich und unbeirrbar, daß es ihm nicht nur von den handelnden Personen seiner Erzählungen, sondern sogar von vielen seiner Leser als Schwäche zum Vorwurf gemacht wurde. Schildert er erotische Schlüpfrigkeiten? In seinen Jugendbüchern niemals! Karl Mays Erzählungen berichten fast ausschließlich von rauhen Männern und Kämpfern. Wo das weibliche Geschlecht einmal Erwähnung findet, geschieht es entweder in humoristischer Form oder in der zartesten, zurückhaltendsten und ehrendsten Weise. Die hehrste Gestalt seiner Bücher ist eine Frau: Marah Durimeh. Und kann man sich die Liebe eines Weibes zarter, rührender und edler geschildert denken, als z. B. im Liebeserwachen Nscho-tschis, der Schwester Winnetous? Gibt es eine köstlichere, humrovollere Darstellung einer Werbung und Heimführung, als die von Halefs Brautstand und Ehe? Karl May predigt Nächstenliebe, Mildtätigkeit, Wahrheit und Edelmut, Tapferkeit und Gottvertrauen. Es sind die Grundsätze jeder christlichen Moral, die Gesetze der 10 Gebote und der Bergpredigt, die er in seinen Büchern verarbeitet. Nichts anderes! Auch wer nur einzelne seiner Werke liest und dadurch den einheitlichen Grundgedanken seines Schaffens, die grandiose Darstellung der Entwicklung

des Gewaltmenschen zum Edelmenschen nicht erkannt hat, wird diese hohe sittliche Tendenz seiner Schilderungen nicht leugnen können. Und noch keiner seiner Gegner hat es versucht, ihm auch nur eine einzige Stelle nachzuweisen, die ihn als falschen Propheten, als Verderber der Jugend mit Recht hätte anklagen können.

„Aber die Phantasie!“ schreit man immer wieder. „Er verführt die Phantasie der Jugend!“ – Arme Jugend, deren Phantasie das Erleben eines Old Shatterhand oder eines Winnetou nicht zu ertragen vermöchte! Haben diese Ankläger wohl auch nur eine kleine Ahnung von dem Aufnahmevermögen eines jungen Gehirnes, von dem Reichtum des Phantasieerlebens eines Kindes? Arme, ausgetrocknete Hirnschalen, die das Spannende, Handlungsreiche einer Schilderung fürchten müssen! Danken müßte man diesem Autor, immer wieder nur danken, das[s] er die jugendliche Phantasie gerade auf diese Bahnen lenkt und sie dadurch davor bewahrt, sich auf gefährlicheren Jagdgründen zu ergehen. Es gibt für jeden gesunden Jungen ein Alter, wo seine Seele nach Handlung, nach Spannung, nach Größe schreit. Wo seine Phantasie nach Erleben dürstet, wo sein Geist erregende Lektüre verschlingen möchte. Wo alles in ihm drängt, zu sehen, zu hören, zu lesen, aufzunehmen und zu lernen, sich zu begeistern und sich aufzurichten an Helden und Vorbildern des Altertums und der Jetztzeit. Glückliche Jugend, die noch hungrig ist und aufnehmen kann! Glückliche Kinder, denen nicht von allzu ängstlichen Vätern dieser Durst verleidet, diese Begeisterungsfähigkeit verkümmert wird! Ihre Phantasie wird nicht einst flügelahm am Boden kriechen müssen, weil sie in der Jugend nicht lernen durfte, kraftvoll zur Sonne zu steigen.

Und noch eines müssen diese Väter und Lehrer begreifen lernen: es gibt keinen gesunden Jungen, der sich in diesem Alter des Lesedrangs seine Bücher rauben ließe! Verweigert ihr ihm ängstlich den Einblick in jene ersehnte Welt, so wird er ihn sich heimlich, ohne eure Führung und hinter eurem Rücken erzwingen. Und verjagt ihr ihm seine guten und wertvollen Lehrmeister unter den Jugendautoren, so wird er sich in die Arme der Kolportage werfen und Buffalo Bill, Nic Carter und wie die weißen und roten Helden des Hintertreppenromans alle heißen mögen, zu seinen Vorbildern erwählen. Mir ließ ein verständiger Vater meinen Lieblingsautor, er gab ihn mir selbst und lehrte mich ihn durch Erklärung und Widerspruch richtig verstehen. Und meine Jugend war in Karl Mays Gesellschaft sonnig und glücklich, gesund und stark, wie selten eine Kinderjugend gewesen sein mag. Auch meine Phantasie wurde mit elementarer Macht durch ihn angeregt. Aber nicht auf krankhafte Bahnen geleitet. Ich sah meinen Ehrgeiz darin, gesund und kräftig zu werden, es den anderen zuvorzutun, Führer zu werden, wie die Helden meiner Träume. Im Turnen und Schwimmen, im Ringen und Klettern, in Gewandtheit und Unerschrockenheit suchte ich meine Kameraden zu erreichen und zu übertreffen, um nicht erröten zu müssen vor den Taten meiner Vorbilder. In Aufsätzen, die sich mit mir und meinem Schaffen beschäftigten, fand ich öfter eine Bemerkung eingeflochten, daß ich in meinem Leben fast alles früher begonnen und ausgeführt hätte, als meine Kameraden und Altersgenossen. Es ist richtig, daß ich meine ersten Gedichte mit 6 Jahren machte, daß ich erst 15 Jahre zählte, als meine erste größere Balladendichtung im Druck erschien¹, und daß ich mit 19 Jahren meine besten Erfolge als Hypnotiseur zu Studienzwecken hatte. Selbst die Ehestatistik sieht mich als 10 jährigen Ehemann in einem Alter, wo andere ihren Hausstand erst zu begründen pflegten. Zweifellos lag die Anlage zur Frühreife schon in mir, aber Karl Mays Leitung war wie keine andere geeignet, sie in jeder Weise zu fördern. Sie gab meinem Körper die Fähigkeit, alle Entwicklungssprünge unserer Jugend ohne Schaden mitzumachen, und sie gab meinem Wesen und Auftreten die Sicherheit und das Kraftbewußtsein, die mich auch äußerlich mit meiner Entwicklung gleichen Schritt halten ließen.

Ich erinnere mich noch deutlich der Spiele mit meinen Kameraden. Wir lernten Spuren suchen und verbergen, wir bauten Höhlen und unterirdische Gänge, wir lagen als Kundschafter hinter Sträuchern – wie später als Männer im Weltkriege – oder saßen hoch auf den Bäumen – wie süß schmeckten damals die Kirschen! – Kraft in den Fingern, daß unsere Kusinen beim Händedruck quietschten, und eine Zähigkeit in den Füßen, daß wir Ballet[t] tanzen konnten. Die Standhaftigkeit der Rothäute und unserer weißen Helden am Marterpfahl lehrten uns alle Schlappeit und Wehleidigkeit verachten. Tränen galten uns auch bei heftigem Schmerz als unmännlich, und um unsere Beherrschung zu stählen, übten wir uns in Schmerz- und Geduldproben, wie die spartanischen Jünglinge. Unsere Erlebnisse und Gespräche erfanden wir uns selbst nach Karl Mayschen Vorbildern. Sie waren mannigfach und wunderbar, wie die Gedanken der Jugend sind –

¹ „Der Fels von Ventador“ enthalten in „Allerlei Klänge“ 2. Auflage (im Handel vergriffen).

trotz überängstlicher Lehrer! – und sie stellten unsere Geistanpassungart vor immer neue Prüfungen und Aufgaben und gaben uns Entschlossenheit und Überlegenheit im Denken und Handeln. Und immer wieder lenkte uns Karl Mays Vorbild auf praktische Wege. Wir lernten uns selbst helfen, lernten zugreifen und mit Hammer und Säge umgehen. Wir bauten uns selbst Stelzen, Schleudern und Bogen und hunderterlei kleine und praktische Geräte und Maschinen. Und in allem war Karl May unser Lehrer und unser bewußtes, anfeuerndes Vorbild. J a h r e hindurch! – – Schön und sonnig war unsere Jugend unter der Leitung von Old Shatterhand, und ich stehe nicht an, ihm vor anderen zu danken, wenn ich ein gesunder und kräftiger Mensch wurde, dessen Lebenslust Kampf und Arbeit und dessen Charakteristikum Selbständigkeit und Tatkraft ist.

Wie oft habe ich seitdem für Karl May zeugen, ihm neue Freunde zuführen und ihn gegen falsch unterrichtete Gegner verteidigen müssen! Und immer wieder in diesen Gesprächen kam eine Zeit, wo das Wort fiel: „Aber er war doch ein Lügner!“ Dieser unselige Vorwurf begleitete Karl May bis zu seinem Tode. Soll er ihn auch überleben? Weil er in Ich-Form schrieb, schalt man ihn einen Lügner, ohne den gleichen Vorwurf auch den tausenden anderen Autoren zu machen, die ebenfalls „Ich-Bücher“ schrieben. Wahr ist, daß Karl May nicht nur in Ich-Form schrieb, sondern auch sich selbst in seinen Werken unter dem eigenen Namen handelnd auftreten ließ. Sein Old Shatterhand hieß auch in seinen Büchern Karl May, wie er selber. Darin erblicken so viele seine unsühnbare Sünde. Es wird jetzt kaum noch festzustellen sein, was seinerzeit Karl May veranlaßte, sich in seinen ersten Ich-Werken mit dem Old Shatterhand und Kara Ben Nemsis Bücher zu identifizieren. Es kann ein Zufall gewesen sein, eine Laune. Oder ein Mangel an literarisch-technischer Erfahrung. Vielleicht! Wahrscheinlicher war es aber die ausgesprochene Absicht, hierdurch eindringlicher, lebhafter, unmittelbarer auf seine Leser zu wirken. War es das letztere, so hat er diese Absicht vollkommen erreicht, und der Erfolg wird ihm geraten haben, bei dieser Schreibweise zu bleiben. Denn das ist unbestreitbar und wird durch die Zahl seiner Freunde und Feinde bewiesen: Es gibt keinen einzigen Schriftsteller, der auch nur annähernd in gleicher Eindringlichkeit und Kraft, mit gleicher Unmittelbarkeit und Unerreichbarkeit des Erlebens auf die Jugend eingewirkt hätte, wie Karl May in seinen Ich-Werken. So wurde bei ihm die Ich-Form zum künstlerischen und erzieherischen Machtfaktor und schon der einfache Grundsatz „Der Zweck heiligt die Mittel“, sollte die Vorwürfe gegen die Ichform zum Schweigen bringen. Wenn ja, so wäre dieser Grundsatz hier einmal am richtigen Platze.

Soweit vermag ich also eine Berechtigung zu Anklagen wegen der Ich-Form nicht anzuerkennen. Leider ging Karl May aber weiter. Er ließ sich allmählich dazu treiben, sich nicht nur in seinen Werken, sondern auch im Leben mit seinen Helden zu identifizieren. Menschliche Schwäche, Eitelkeit und das Erbgut des modernen Menschen, mehr scheinen zu wollen, als man ist, verleiteten ihn dazu, Wahrheit und Dichtung auch im Leben zu mischen, um auch dem Karl May des Alltags die Bewunderung der Menge zu sichern, die sein Old Shatterhand der Dichtung so ohnegleichen gefunden hatte. Das war eine bedauerliche Entgleisung Karl Mays. Aber sie ist menschlich verständlich und deshalb verzeihlich. Und wie hat er leiden müssen unter ihren Folgen! Seine Gegner stürzten sich mit Wut und Hohngeschrei auf diese Blöße und bauten auf ihr den Ruhm unhaltbarer Anklagen, der fortan wie ein Alpdruck auf Karl Mays ganzem Leben lasten sollte. Und selbst seine Freunde wurden durch diese unleugbare Schwäche allmählich wankend und unsicher in seiner Verteidigung und viele zogen es vor, ihren bisherigen Liebling dieses Makels wegen zu verleugnen, obschon ein geheimes Gefühl ihnen noch sagen mochte, daß sie ihn trotzdem lieben und ehren müßten, seiner genialen, makellosen Werke wegen.

Es war Karl Mays Schicksalsstunde, in der er zum ersten Male die Behauptung aufstellte oder unwidersprochen ließ, seine Erzählungen persönlich erlebt zu haben. Und doch wie nahe liegt für einen Ich-Autor diese Verführung! Ein Beispiel aus meinem eigenen Autorleben zeigte es mir am eigenen Leibe: In meinen Kriegsnovellen² wählte ich der größeren Anschaulichkeit und der Briefform entsprechend, ebenfalls die Ich-Form. Ich schilderte in diesen „Briefen“ das seelische Erleben eines Infanterieoffiziers in vorderster Linie. Hierbei findet der Held des Buches u. a. auch Gelegenheit, sich in Kämpfen, auf Patrouillen usw. auszuzeichnen. Obwohl nun in dem ganzen Buche kein einziger Familienname genannt wird und auch der Vorname des Helden ein anderer ist als mein eigener und obwohl der Held als Leutnant aufblüht, während

² „Briefe an das Leben“. Von der Seele des Schützengrabens und von den Schützengräben der Seele. 10. Tausend. Union-Verlag, Stuttgart.

ich selbst als Hauptmann auf der Titelseite erkennbar bin, erhielt ich doch sofort nach dem erfolgreichen Erscheinen des Buches aus allen möglichen Landesteilen begeisterte Briefe männlicher, und noch mehr weiblicher Leser, in denen ich nicht so sehr als Autor, wie als Held dieser Taten überschwenglich bewundert und gefeiert wurde. Ähnlich erging es mir auch bei der ungarischen und schwedischen Ausgabe des Buches. Manche Briefe waren sogar von Liebesgaben begleitet. Hätte ich nun nicht sofort die Schreiber und Schreiberinnen aufgeklärt, ohne ihre Ernüchterung und sinkende Hochachtung zu scheuen, so würde ich zweifellos Karl Mays Los in gewissem Maße geteilt haben. Das Schweigen und die Annahme der Liebesgaben wären mir als Irreführung, als Lüge ausgelegt worden, und der Vorwurf wäre in der Welt gewesen. Läßt sich aber – wie Karl May es tat – ein Autor auch nur ein einziges Mal zu einer derartigen Eitelkeitslüge verleiten, so ist es in vielen Fällen um ihn geschehen. Um die erste Lüge zu vertuschen, muß eine neue Lüge ihn retten. Das ist der Fluch der bösen Tat usw. Ähnlich mag es Karl May ergangen sein bei seinen ersten Werken. Er hat furchtbar genug dafür gebüßt! Möge man nur nach seinem Tode endlich ein Ende machen mit diesem Vorwurf und ihn beurteilen lernen nicht nach seinen vergänglichen Schwächen, sondern nach seinen bleibenden Werken. Wo käme man hin, wenn man diesen Maßstab menschlicher Schwächen auf all unsere großen Künstler anwenden wollte!

Ich bin weit davon entfernt, ein Karl May Schwärmer zu sein. Ich habe niemals um seine Autogramme oder Photographie gebettelt oder seine Sprechstunden überlaufen, wie es jahrelang Mode war. Ich habe mich nie um Karl Mays persönliches Leben bekümmert, und es vermochte den Wert seiner Werke in keiner Weise für mich herabzusetzen, als ich allmählich Einzelheiten aus seiner Vergangenheit als Mensch erfuhr. Erst viel, viel später gewann ich auch für sein Leben Interesse, als es mich psychologisch zu fesseln vermochte. Und gerade das Studium seines Lebens befestigte in mir die Bewunderung seines Schicksals, seiner Größe und seiner Werke. War es doch nicht zuletzt Karl May, der mich den Satz lehrte: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen.“ Und noch ein anderes Wort las ich aus seinen Schriften: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ Und diese Früchte sind wir! Unsere junge Mannesgeneration, die damals seine Werke heißhungrig verschlang und die jetzt im Felde steht, gesund und kräftig, zäh und unüberwindlich. Die täglich und nächtlich den Kampf mit weißen, roten, braunen und gelben Menschen führen muß, wie die Helden Karl Mays, die als Kundschafter den Feind belauschen und sich als Strauch und Baum verkleiden, die, ob Kommerzienrat oder Tagelöhner, in Erdlöcher kriechen und den Gegner mit Dolch, Axt und Spaten bekämpfen. Wir sind es, die durch ihre Kraft und Ausdauer, durch ihr Heldentum und ihren Opfermut eine Welt in Bewunderung und Furcht zu Boden zwangen. – Auch ein Karl May streute die Saat zu diesen Früchten! –

Wenn ich bisher vorwiegend des Einflusses Karl Mays auf meine körperliche Entwicklung gedachte, so geschah es nicht, weil die geistige Entwicklung eine geringere gewesen wäre, sondern weil sie naturgemäß erst in einem späteren Zeitpunkte in Erscheinung treten konnte. Karl Mays Reiseschilderungen verdanke ich meine erste Kenntnis fremder Länder und Völker Europas, der Türkei, Persiens, Arabiens, Indiens, Amerikas, Chinas u. a. und ihrer Sitten und Gebräuche. Sie lehrten mich, andere Völker verstehen und mich für ihre Eigenart zu interessieren. Sie regten mich zur Weiterbildung an ihnen an, zu Studien und Reisen, und erweiterten so meine allgemeinen Kenntnisse der Erde und nicht zuletzt meinen geistigen Horizont. Sie bewahrten so schon früh mein Urteil und meine sich bildende Weltanschauung vor Engherzigkeit und Einseitigkeit. Karl Mays Beispiel gab meinen Sprachstudien innere neue Anregung, so daß ich mich mit 19 Jahren in sieben Sprachen mehr oder weniger geläufig verständigen konnte.

Kam dies und anderes meinem allgemeinen Menschen zustatten, so habe ich ihm auch als schaffender Künstler unendlich viel Anregung und Belehrung zu danken. Von May habe ich meine Vorliebe für Symbole und Allegorien. Er lehrte mich das persönliche Erleben ins Gleichnis zu setzen, zur Umwelt und zum Ewigen. Seine spannungsgesättigte Darstellung wurde für mich zum unwillkürlichen Beispiel. Ohne es zu wissen, lernte ich alles, was ich las, nach seinem Handlungsreichtum abschätzen. Ein erlebnisreicher Inhalt, ein spannender, dramatischer Aufbau, starke Wirkungen und Erregungen, scharf gezeichnete Charaktere wurden mir auch bei anderen Büchern zum Gradmesser ihres Wertes für mich. Meine literarischen Neigungen stellten sich immer deutlicher auf Handlung, Geschehen, Steigerung ein. Das Lesen kleinmalerischer Romane war mir jahrelang eine Qual. Ich wurde durch Karl May immer ausschließlicher

zum Dramatiker erzogen. Meine ersten größeren Arbeiten waren Dramen³. Ich war damals 22 Jahre alt. Lange Jahre hindurch war mein literarisches Schaffen ausschließlich auf Drama und Lyrik gestellt. Erst ganz allmählich gewannen Roman und Novelle Macht über mich. Aber auch in ihnen siegt die straffe, dramatische Form über die behäbige, epische Schreibart. Karl May lehrte mich, „spannend“ zu schreiben, er gab mir den Blick für das Wirksame.

Ich bin weit entfernt, in dieser Beeinflussung nur Vorteile zu sehen. Wie alles Einseitige, hatte sie auch ihre Schattenseite. Sie trug von vorherein die Gefahr zur Äußerlichkeit und zum Gewaltsamen in sich. Diese Gefahr mußte durch eignes Erleben und durch Selbstzucht erst überwunden werden. Aber gerade diese Notwendigkeit zeigt am besten die Stärke der Beeinflussung durch Karl May. Er machte auf meine Jugend einen stärkeren Eindruck, als irgend ein Autor, den ich später als Erwachsener lesen und lieben lernte.

Und wie May die Richtung meines Schaffens in ihren Anfängen bestimmte, so schenkte er mir auch – wenn auch nicht als einziger – ein Lieblingsthema meiner Kunst. Der Grundgedanke in Mays Werken ist die Entwicklung des Gewaltmenschen zum Edelmenschen und die Läuterung der menschlichen Seele. Die Werke, die sich vorwiegend hiermit beschäftigen, haben sich meinem Denken und Empfinden besonders stark eingeprägt. Leider ist Karl May in seinen besten, tiefsten und wertvollsten Werken viel weniger verstanden und gelesen worden, als in seinen früheren, mehr äußerlich spannenden Arbeiten. Über zwei Millionen Exemplare seiner Bücher sind in der Welt verbreitet. Und doch erzielten Werke wie „Im Reiche des silbernen Löwen“ oder „Ardistan und Dschinnistan“ u. a. kaum mehr als eine Gefolgschaft von einigen zehntausend Käufern. Es war, als schied sich hier die Jüngerschaft Mays in zwei Lager. Gerade vor diesen Werken, in denen er sein Eigenstes, Wertvollstes spendet, in denen er zum Seher und Propheten und vom Schriftsteller zum Dichter wird. Auch ohne die prächtigen, gehaltvollen Jamben, in denen ganze Kapitel geschrieben sind, wären diese Bücher Dichtungen, die einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur beanspruchen könnten. In diesen letzten Werken ist Karl May nicht mehr der Jugendschriftsteller von früher. Hier ist er mit seinen Schülern gewachsen und er spricht hier zu ihnen als zu Erwachsenen, denen er die Weihe geben will vor ihrem Eintritt ins Leben. Es waren wenige, die ihm bis ans Ende folgen konnten und mochten. Wenige im Vergleich zu seiner früheren Jüngerschaft. Ich schätze mich glücklich, ihm die Treue gehalten zu haben, obwohl auch ich zuerst stutzte und zögerte vor diesem neuen, ungewohnten Gerichte des Dichters. Das Lied von der menschlichen Seele und ihrer Läuterung ist für mich ein Thema geworden, das sich mir immer wieder entgegendrängt in seinen unendlichen Gestalten und Formen. Und diese Melodie tönte so stark und so frühzeitig in mir weiter, daß ich nicht annehmen kann, daß Karl Mays Werke keinen Anteil haben sollten an ihrem Entstehen, da sie in meiner Erinnerung die ersten sind, die mir davon sangen. Drei meiner eigenen Dichtungen behandeln die menschliche Seele⁴, und das Thema gewinnt noch immer neue Formen in mir.

Mögen diese kurzen Erinnerungen genügen, um zu erklären, was Karl May mir war und noch ist. Es ist schwer, nachträglich sagen zu sollen, dies verdanke ich jenem und jenes schulde ich diesem. Es mag sein, daß ich May manches zuschreibe, was vielleicht auch ohne ihn in mir zum Leben erwacht wäre. Es ist möglich, wenn auch wenig wahrscheinlich. Jedenfalls war Karl May meiner Jugend ein Lehrer und Führer, dem ich Dank schulde als Mensch und als Künstler. Für ihn zu zeugen, gebieten mir Pflicht und Neigung, und ich wüßte keine schönere Aufgabe für einen Jugendschriftsteller, als das Lebenswerk des Verewigten fortsetzen zu dürfen in seinem Geiste und nach seinem unübertreffbaren Vorbild. Karl Mays Werke werden stets einen Ehrenplatz haben in meiner Bücherei deutscher Autoren, und wenn mein Junge einmal das Alter erreicht haben wird, wo seine Augen sich in Sehnsucht weiten nach neuem Erleben, Träumen und Begeistern, dann will ich es sein, der ihm zuerst die berauschte Zauberwelt öffnet, die mir mein verewigter Lehrmeister hinterließ in seinen unsterblichen Werken.

(Geschrieben im Felde, während der deutschen Angriffsschlacht April 1918.)

³ „Odysseus“ – Schauspiel in 4 Akten. Uraufführung Mainz 1911. „Vergib uns unsere Schuld!“ Drama in 3 Akten. Aufgeführt in den meisten deutschen Städten 1911/12. Übersetzt ins Holländische, Italienische und Französische.

⁴ „Aeternitas.“ Die Geschichte einer Seele in „Nach Sonnenuntergang.“ Dichtungen. Preisgekrönt. 2. Auflage. Hans-Sachs-Verlag, München. „Das Schwanenlied.“ Romant. Oper in 3 Akt. (Manuskript). „Briefe an das Leben“. Vgl. Anm. 2

Auf Patrouille.

Kriegserzählung aus Frankreich.⁵

Von Dr. Reinhold Eichacker.

Nach Anbruch der Dunkelheit ist vom Infanterieregiment Nr. X durch eine Offizierspatrouille die Stellung des Feindes im Monstrewäldchen erkunden zu lassen. Es kommt darauf an, Ausbau der Stellung, Lage und Art der Hindernisse, Stärke der Besatzung und annähernde Entfernung der Reserven möglichst zweifelsfrei festzustellen. –

So lautete der Befehl. Ich übernahm die Führung der Patrouille. Der Auftrag war ebenso wichtig, wie schwer zu erfüllen. Das Monstrewäldchen war vor einigen Tagen nach erbitterten Kämpfen dem Feind in die Hände gefallen, und hatte uns seitdem recht unangenehme Stunden bereitet. Durch seine vorspringende Lage bohrte es sich wie ein Dorn in unsere vorderste Front und flankierte einen Teil unserer Gräben durch Maschinengewehrfeuer. Das Wäldchen mußte wiedergewonnen werden um jeden Preis. – Das wußte der Feind, und er mußte sich danach eingerichtet haben. Ich war mir der Schwierigkeit meiner Aufgabe voll bewußt. Unsere Erkundung mußte uns nicht nur in das, jedenfalls stark besetzte Wäldchen, sondern noch hinter die vordersten feindlichen Gräben führen. Mein Plan war sorgfältig überdacht, jedes Hindernis im voraus erwogen. Die Nacht konnte kommen. Ich war bereit.

Um 6 Uhr abends war es schon stockdunkel. Der Himmel hing dicht bewölkt. Freund und Feind lagen scharf auf der Lauer. Vereinzelt Schüsse flackerten schläfrig von hüben und drüben, schlugen gegen die Schutzschilde, bohrten sich in die Sandsäcke oder sangen über die Köpfe weg. Schrapnells und Granaten röhren und heulten unablässig heran, schlugen krachend vorn vor die Brustwehr, rissen dem Dunkel flammende Wunden, wirbelten Steine und Schlamm zur Höhe. Deutlich hörte man drüben den Abschuß, dann kamen sie selber. Gar nicht eilig. Sie fanden ihr Ziel. So oder so. Einige sind nur gefahrlose Niete, andere tragen unsichtbar Namen. Den Namen eines Menschen. Oder vieler. Fliegende Todesboten. Da hilft kein Flehen, kein Beten, kein Ducken. Sie holt ihn ein, ihren Namen! – Andere pfeifen und heulen drohend und tun recht furchtbar, und dann sind sie plötzlich verschwunden, fort, wie weggeblasen, und stecken irgendwo kichernd im Sande. Blindgänger, Bluffer. Wie manche Menschen. – Ich konnte zufrieden sein. Es war eine „stille Nacht“ – für den Westen. –

Das Schwierigste war, erst einmal herauszukommen aus unserem Graben, unbemerkt. – Unermüdlich stiegen die Leuchtraketen und warfen ihren blendenden Kranz über Graben und Brustwehr. Das ganze Gelände war taghell erleuchtet, sekundenlang. Dann doppeltes Dunkel. Und wieder warf sich ein Licht in die Höhe. Sterne, die von unten kamen.

Ich wartete, bis das Tempo etwas ruhiger wurde. Vorläufig war an ein Verlassen der Deckung gar nicht zu denken. Jeder Stein, jede Kante war haarscharf beleuchtet. Leise unterrichtete ich nochmals meine Begleiter. Ein Unteroffizier und zwei Leute, die sich freiwillig gemeldet hatten. Sie verstanden und wiederholten meine Befehle. Der kleinste Fehler konnte die schlimmsten Folgen haben. Es ging um das Leben. Wir wußten es alle und fühlten das wohlige Prickeln der Gefahr in unserem Blute. Und wir warteten. –

Für den Ausstieg kam nur der rechte Teil unseres Grabens in Frage. Der linke lag im Flankenfeuer des Wäldchens. Es traf sich günstig, daß gerade vor diesem Abschnitt eine kleine Mulde lag, ein winziger Bach, der jetzt ausgetrocknet war. Die Mulde mußten wir im ersten Anlauf erreichen.

Noch immer stiegen und fielen die Leuchtkugeln, wie das Spiel eines gewandten Jongleurs, unermüdlich. Und doch schienen mir die Pausen allmählich etwas länger zu werden. Um Atemlänge. Ich verglich die Sekunden mit der Uhr. Acht Uhr war es geworden. Es wurde Zeit, zu beginnen.

Ich schob meine Revolvertasche nach rückwärts, nahm den Dolch zwischen die Zähne, um beide Hände frei zu bekommen, und gab meinen Leuten das Zeichen, sich bereits zu halten. – Wir mußten alle zur gleichen Zeit über die Brustwehr, in einem einzigen Sprunge.

⁵ Aus: Briefe an das Leben. Von Hauptmann Dr. Reinhold Eichacker. Ill. von Prof. Anton Hoffmann, München, Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Zusammengeduckt, lauerten wir auf einem Trittbrett, zum Absprung bereit. Hinter jedem von uns stand ein Hilfsmann. Ganz wie beim Start auf der Rennbahn. Eben stieg wieder eine Leuchtkugel, gerade uns gegenüber. In zehn Sekunden etwa mußte sie erlöschen, dann war es Zeit für uns.

Langsam schwebte sie nieder zur Erde, ganz allmählich, – immer tiefer – berührte den Boden – und erlosch.

„Los!“ zischte ich heiser, und wie von Federn geschneit, schossen wir über die Brustwehr, stolperten, fielen auf die Knie, rissen uns aufwärts, warfen uns fünf, sechs Sprünge vorwärts und fielen platt auf den Bauch in den Graben. Keine Sekunde zu früh. – Eine neue Rakete piff in die Höhe und warf ihren Kegel weit über die Felder. Wir rührten uns nicht. Wie die Steine lagen wir still, mit gepreßtem, keuchendem Atem. Gott sei Dank, der erste Sprung war gelungen. Wir mußten, um uns näher ans Wäldchen zu arbeiten, im Graben etwa 200 Meter zur Seite kriechen, zwischen unseren Gräben und dem lauerten Feinde, um von rückwärts an das Wäldchen heranzukommen. Dort standen niedrige Sträucher, die das Heranschleichen erleichterten. Nur der feindliche Horchposten war uns gefährlich.

Das Licht der Raketen blendete unser Auge. Das unmittelbar folgende Dunkel war undurchdringlich. Auf dem Bauche kriechend, rutschten wir hintereinander im Graben seitwärts, bei jedem Lichtschein zu Stein erstarrend. Endlos langsam, mühsam und anstrengend war dieses Kriechen. Nach einer Stunde hatten wir drei Viertel des Weges zurückgelegt. Dann begannen die Sträucher.

Nun galt es Vorsicht! Jeden Augenblick konnten wir auf einen feindlichen Posten stoßen, oder auf eine Patrouille. Sie würden auf der Hut sein, da drüben. Es handelte sich um Sekunden. Wer den Feind zuerst bemerkte, hatte den Vorteil. Als Waffe stand uns nur der Dolch zur Verfügung. Geräusch durfte nicht gemacht werden. Ein einziger Schrei, ein Schuß, und die Hölle wäre losgegangen, von beiden Seiten.

Mit angehaltenem Atem zog ich mich weiter, schneckenähnlich, schlangengleich. Wie in Karl Mays Indianergeschichten. Ich mußte lächeln bei dem Gedanken. Unmittelbar hinter mir folgte mein Unteroffizier Lorenz, ein blutjunger Bursche. Ihm machte die Sache einen riesigen Spaß. Von Zeit zu Zeit fühlte ich seine Hand suchend auf meinem Stiefel. So hielten wir uns in der Richtung. Die niedrigen Sträucher gaben uns willkommenen Schutz. Vor allem auch gegen das blendende Licht. Streckenweise lagen wir tief im Schatten. Die Augen gewöhnten sich langsam an das Dunkel. Unhörbar kamen wir vorwärts. Wir mußten jetzt etwa auf hundert Schritte ans Wäldchen heran sein. Da fühlte ich plötzlich ein kurzes, heftiges Ziehen an meinem Fuße. Regungslos blieb ich liegen. Lorenz schien etwas bemerkt zu haben. Ich wartete. Lautlos schob er sich neben mich, dicht an mein Ohr: „Herr Leutnant – dort – rechts –!“ Ich nickte und bohrte die Blicke ins Dunkel. – Nichts –! Keine Bewegung – kein Laut. Vor mir ein Strauch, – dann ein Stein, – dann wieder ein Strauch, – dann – halt! – der Strauch lebte! Jetzt drehten sich langsam die Zweige nach oben, eine kleine, hellere Stelle erschien mitten im Grünen. Da saß er – der feindliche Posten – in einem Erdloch, mit Zweigen umwickelt – einem Strauch zum Verwechseln ähnlich – und horchte. –

Es galt, ihn von hinten zu fassen. Ohne ein Geräusch mußte er verschwinden. Ich mußte es selbst versuchen. – Ich wollte Lorenz benachrichtigen, und suchte nach ihm mit dem Fuße. Doch ich tastete vergebens. Nochmals suchte ich, indem ich etwas zurückkroch, und – stieß gegen einen Stein. Ein leises Knirschen ließ mich zusammenfahren und den Dolch fester fassen. Ob er es gehört hatte, da drüben? Wirklich hob er den Kopf, die Zweige drehten sich wieder nach oben, die kleine, hellere Stelle erschien, – er horchte!

– Langsam, zentimeterweise zog ich meine Knie dicht an den Leib, um für alle Fälle gerüstet zu sein. – Er lauschte noch immer – jetzt wogten die Zweige heftiger hin und her – Himmel! er mußte uns bemerkt haben –! Mit einem Satze fuhr er in die Höhe, – ein kurzes, klatschendes Geräusch klang herüber, ein ersticktes Röcheln, ein dumpfer Fall, – dann zischte die Stimme meines Lorenz gedämpft von drüben: „Herr Leutnant, er ist schon erledigt!“

Ein verteufelter Bursche, der Lorenz! War mir also richtig davongeschlichen, ohne zu fragen, auf seine Verantwortung. Sollte ich ihn nun loben oder tadeln? Seine Unvorsichtigkeit war gefährlich, und unsere Aufgabe lag noch vor uns.

Von links nahten eilige Tritte, eine schwächliche, fremde Gestalt kam gebückt durch die Büsche. Ein zweiter Posten! Er hatte Verdacht geschöpft und hielt das Gewehr schußbereit in den Händen. Die Lage war kritisch. Er sah meinen einen Gefreiten stehen und schien ihn für seinen Kameraden zu halten. „*Qu'est ce qu'il-y-a?! Dubois -?!*“ zischte er aufgeregt. Da traf ihn das Messer des andern. Mit einem verwunderten „Ah

–“ brach er zusammen. – Wir mußten uns eilen. Es konnten noch weitere Posten in den Sträuchern verteilt sein. Schneller setzten wir unseren Weg fort. Vor uns tauchten die ersten Bäume des Wäldchens auf. Wir hielten den Atem an und lauschten. – Nichts! – Der Wind fuhr raunend durch die Bäume, die Leuchtraketen links seitwärts des Wäldchens warfen gespenstische Lichter und Schatten, müde tackerten die fernen Gewehre, ein Geschoß strich ruhig über den Wald und verschwand in der Leere. Wir hörten unsere Herzen klopfen, – sonst weithin kein Laut.

Diese Stille war gefährlich. Die feindliche Stellung mußte sich an diesem Waldrande vorbeiziehen. Meine Aufgabe war es, festzustellen, wie weit. Und wo sie zurückbog, zu den rückwärtigen Stellungen. Wo sich eine Blöße bot für unseren Angriff. Das Leben von Hunderten von Kameraden hing ab von der genauen Erkundung.

Vorsichtig schoben wir uns noch einige Schritte vorwärts. Fünf Schritte – zehn Schritte – zwanzig – meine Hand griff in einen Draht! – Der Draht hing fest, kreuzte sich mit einem anderen und lief über einen Pfahl. – Wir lagen vor den feindlichen Hindernissen!

Drüben regte sich noch immer kein Laut. Und doch sah ich im Dämmerlicht der fernen Leuchtraketen deutlich die schwachen Linien einer Brustwehr. Ich überlegte einen Augenblick. Wir mußten versuchen, uns noch näher an den Graben heranzuschieben. Ich beschloß, meine Leute zu trennen. Lorenz und der eine Gefreite sollten hier warten und eine möglichst breite Lücke in die Draht Hindernisse schneiden. Ich wollte mich mit dem anderen Manne, einem baumstarken Menschen, an den Graben heranschleichen. Vorsichtig schob ich mich durch die Drähte. Sie waren nachlässig und offenbar in Eile gemacht. In wenigen Minuten lagen wir auf der anderen Seite. Etwa zwanzig Schritte vor uns war der feindliche Graben. Ich erkannte ihn jetzt deutlich. Wir waren vor seinem linken Ende. Alles blieb ruhig. Er schien unbesetzt zu sein. Das mußte seinen besonderen Grund haben. Auch das gänzliche Fehlen von Leuchtraketen an dieser Ecke war auffallend.

Jetzt lagen wir dicht an der Brustwehr. Es galt zu handeln. Behutsam tastete ich mich vorwärts, auf den Zehen und Fingerspitzen. Langsam, langsam schob ich mein Gesicht über die Brustwehr. Der Graben – war leer.

Ich gab Martens ein Zeichen, zu folgen, und glitt sacht hinab in den Graben. Er lief in gebrochener Linie und war an einem Ende zurückgebogen. Offenbar war hier der linke Flügel der feindlichen Waldstellung. Daneben klaffte die Lücke.

Der Graben war sehr geschickt angelegt, und flankierte etwa angreifende feindliche Truppen. Jetzt wußte ich, warum man den Eckgraben so auffallend im Dunkel ließ und ihn nicht einmal besetzt hatte. Er sollte verborgen bleiben! Sein überraschendes Flankenfeuer mußte bei einem feindlichen Angriff verheerend wirken. Eine freudige Erregung kam über mich. Das war ja eine Entdeckung von unbezahlbarem Werte! Die Lösung meines Auftrages war dadurch mit einem Schlage gegeben. So leicht hatte ich es mir nicht vorgestellt.

Der Graben war zur sofortigen Besetzung vorbereitet. Einige wenige Gewehre lagen schußbereit auf ihren Sandsäcken. – Drei Maschinengewehre mit unberührten Munitionskästen waren in die Brustwehr eingebaut, nach drei Richtungen, die zusammen einen vollen Halbkreis bestrichen. Alle Achtung, die Kerle verstanden ihr Handwerk! Wir wären beim Angriff in eine nette Hölle geraten. In aller Ruhe hätten sie uns heranlassen können, um uns dann niederzumähen mit einem Schlage, immer von zwei sich kreuzenden Richtungen.

Fünzig Schritte vom Flügel ab war eine Schulterwehr. Hier knickte der Graben zur Hauptfront des Waldes ein, noch immer etwas zurückgebogen ins Dunkel. Vorne stiegen wieder die Leuchtraketen, eine nach der anderen, auf und nieder. Ich sah unsere Gräben, und hatte dabei ein sonderbar prickelndes Gefühl der Freude. Da drüben lagen nun meine Leute und lauerten, horchten, ob sie etwas von uns vieren gewahrten, und wir standen gemächlich im feindlichen Graben und besichtigten ihn, wie ein Museum.

Unsere Aufgabe war fast erfüllt. Es galt nun noch festzustellen, wie lang der Graben sich hinzog und wo er in den Hauptgraben mündete. Vorsichtig bog ich um die nächste Schulterwehr und – fuhr zurück! Fuhr so heftig zurück, daß unsere Köpfe zusammenstießen. Da vor mir, – keine zehn Schritte entfernt –, stand ein Mann – ein französischer Soldat, und bewachte den Graben!

Er sprach mit einem anderen, der offenbar in einem Unterstande saß. Die Antworten klangen gedämpft, sie unterhielten sich in einem schlechten Französisch, in abgehackten, kurzen Sätzen. Ich konnte sie deutlich verstehen. Sie unterhielten sich über das Essen. Sie schimpften über die schlechte Verpflegung.

Wieder mußte ich an Karl May denken und lächeln. Genau wie er hinter seinen Indianern und Skipetaren lag ich hier und behorchte die Unterhaltung zweier Feinde. Seinetwegen war ich auf der Schule ein Jahr sitzen geblieben und nun war er mein Lehrmeister geworden – im Weltkriege! In diesem Kriege war das Unwahrscheinliche Trumpf geworden. Sein Ausbruch war schon die erste Unwahrscheinlichkeit, und ihr folgten die anderen. Ein Leutnant mit wenigen Mann erobert ein unbeschädigtes Fort, nahm die ganze Besatzung gefangen und holte sich den *Pour le mérite*. Die wohlhabendsten, verwöhntesten Menschen krochen in die Erde und hausten monatelang, jahrelang in Höhlen. Schwache Patrouillen schlichen sich in den Rücken des Feindes und kamen zurück mit einer Herde Gefangener, mit einem feindlichen General. Deutsche Soldaten, im Frieden Kaufleute, Gelehrte, Handwerker maskierten sich als Sträucher und Strohhaufen, bewaffneten sich mit Beil und Dolch, und kämpften mit Indern, Negern und Tieren. – Übermenschentum und Barbarismus, moderne Wunder und Räuberromantik herrschten einträchtig nebeneinander in diesem Kriege! –

Schade, daß meine „Indianer“ nur vom Essen sprachen! – Der Wachtposten nahm seinen Gang wieder auf. Ich hörte, wie seine Schritte sich entfernten. Ich zählte sie, um die Entfernung zu schätzen. Zwanzig – dreißig – vierzig – sechzig – dann stockten sie, und kamen uns wieder näher. Ich rechnete. Der Graben mußte etwa einhundertzwanzig bis einhundertfünfzig Schritte Länge haben. Das Geräusch des Gehens kam gemächlich näher. Es mußte gehandelt werden. Noch dreißig Schritte, dann mußte er um die Ecke biegen und uns bemerken. Noch zwanzig Schritte –. Er blieb einen Augenblick vor dem Unterstand stehen, und warf seinem Kameraden ein paar Worte zu, aus denen ich ersah, daß ein Telephon dort sein mußte. Dann kam er heran. Wir hatten uns dicht an die Grabenwände gepreßt. Mein Martens war für alle Fälle genau unterrichtet. Wir lauerten. – Fünf Schritte – vier Schritte – er stieß gegen einen vorstehenden Gegenstand, wahrscheinlich gegen ein liegendes Gewehr, und fluchte: - zwei Schritte – noch ein Schritt – da tauchte eine breite Gestalt aus dem Dunkel und bog um die Ecke. Martens in seiner Ungeduld machte eine vorzeitige Bewegung. Der Mann schreckte zusammen. „*Hélas!*“ – entfuhr es ihm gedämpft. „*qui –?*“ Da legten sich zwei riesige Fäuste wie Schraubstöcke um seinen Hals und erstickten das weitere. Ich hatte keine Zeit zu verlieren. Der andere, unsichtbare Franzose im Unterstand mußte das Geräusch gehört haben. Er konnte Verdacht schöpfen. Zum langsamen Schleichen fehlte die Zeit. Ich ging in gemäßigtem Schritt um die Ecke. Vielleicht hielt er mich für den Posten. Meine Vermutung bestätigte sich. Der andere saß in einem geräumigen Unterstand, der durch einen halb fortgezogenen Vorhang verhängt war. Der Franzose drehte mir den Rücken zu. Es war ein Korporal. Ein hübscher, schwarzhaariger Junge. Er saß an einem Tische, bei einer abgeblendeten Kerze und las einen Brief. In der linken Hand hielt er eine Photographie. Er hatte meine Schritte gehört, und fragte mich über die Schulter, wieviel Uhr es sei. – Da summte der Telephonwecker und rief ihn an den Apparat. Das ersparte mir die Antwort.

Der Lautsprecher ließ mich deutlich das Gesprochene verfolgen. Die Leitung schien an eine Zentrale zu führen. Man fragte, ob hier alles in Ordnung wäre, ob noch keine feindliche Patrouille bemerkt worden sei. – Der Korporal antwortete beruhigend, mit einem merkwürdig gezogenen „*oui*“, das für seine Aussprache charakteristisch war, und die einzelnen Vokale auffallend dehnte.

Ich stand hinter ihm, in der Türe, durch den Vorhang gedeckt, und preßte den Dolch in der Rechten. Ein ungekanntes, kaltes Gefühl des Grauens bemächtigte sich meiner und ließ meine Hände zittern. Da stand dieser junge, sympathische Mensch, und sprach, redete und lebte. Sein Herz schlug wie meines, sein Hirn arbeitete und dachte für sein Vaterland, wie das meine, seine Wünsche suchten, wie meine, das Glück. Und in wenigen Minuten, nein Sekunden, würde sein Herz stocken, sein Mund verstummen, sein Blut erstarren, seine Sehnsucht sterben. Durch mich, durch meine mordende Hand!

Wie oft hatte der Krieg mich gezwungen, Menschenleben zu vernichten. Meine Kugeln suchten tagaus, tagein den Weg zum Herzen des Feindes, und ich fragte nicht danach, wen sie trafen. In vielen Gefechten mußte ich töten, mit eigener Hand, aber ich kämpfte dann um mein Leben, Mann gegen Mann, mit gleichen Waffen. Zum ersten Male aber stand ich hier, lauend wie ein Mörder, lauend auf einen wehrlosen Menschen, den ich nicht haßte. Und ich mußte ihn töten, mit rohem Stoß, mit kalter Überlegung. Kein Laut durfte seinen Lippen entschlüpfen, keine Warnung. Ich mußte es tun, mußte es, der Kameraden wegen, – der Pflicht wegen! Und mir – graute! –

Wie eine Ewigkeit schien mir die Zeit, und doch konnte er nur wenige Minuten gesprochen haben. Er trat zurück vom Telephon, griff nach dem Briefe und – da sah er mich! – Unwillkürlich tastete seine Hand nach

dem Revolver, der auf dem Tisch lag. Er war kreidebleich geworden, und seine Augen waren weit aufgerissen. Ich sah, wie sein Mund sich öffnete, um zu schreien, seine Blicke suchten das Telephon – da fuhr ihm mein Stahl bis ans Heft in die Brust! Ein leises Ächzen entrang sich den Lippen, – seiner Hand entfielen die Briefe, – dann brach er zusammen, in die Knie stürzend und sich zur Seite drehend. – Ein fliehendes Zucken – mein Feind – war tot! –

Wie einer Eingebung folgend, hob ich den Brief von der Erde. Den Brief, der seine letzten Gedanken begrüßt hatte, – und ich schauderte! Es war ein Liebesbrief, Margot, der Brief seines Weibes! Ein Brief, jubelnd von Liebe und Glück. Und sie schickte ihm ihr Bild. Das Bild einer wunderschönen, blonden Frau, mit einem lachenden Kind auf dem Arme.

Da brach etwas in mir zusammen. Ich sah nur das Leben, das ich zerstört hatte. Ich warf mich auf die Knie neben den Toten. Flehte zu Gott um sein Leben und bat ihn, das meine zu nehmen. Meine Seele bäumte sich auf, vor Verzweiflung! Margot, warum müssen wir morden?! – Menschen, die wir nicht hassen!

Da schreckte mich das rasselnde Wecken des Telephons, und brachte mich zur Besinnung. Ich wiederholte den Anruf, wie ich ihn noch eben von dem Toten gehört hatte. Es war ein kurzer, inhaltsreicher Befehl, der mich zusammenzucken ließ. In zwei Stunden werde die Sturmbesatzung eintreffen. Ich sollte eine abgeblendete Laterne aufstellen, im Rücken des Grabens, als Wegrichtung für die Leute. Ob ich alles richtig verstanden habe? Um sechs Uhr früh werde der Angriff erfolgen. Ohne Artillerievorbereitung, durch Überrumpelung. Ich antwortete nur mit „oui“, indem ich die Vokale dehnte und zog, wie ich es von dem Toten gehört hatte. Dann rief ich Martens. Es galt keine Minute zu verlieren. Das Vernommene war von höchster Wichtigkeit. Ich mußte die Meinen benachrichtigen. So schnell wie möglich.

Die anderen Gräben schienen schon besetzt zu sein. Im Walde herrschte schon ein sonderbares Leben. Dunkle Gestalten kamen von rückwärts und verschwanden nach dem rechten Flügel zwischen den Bäumen. Was sollte ich tun? Ich durfte das Telephon nicht verlassen. Martens lief zurück durch den Graben und holte Lorenz und meinen anderen Gefreiten. Ich benutzte die Zeit, um in fliegender Eile meine Meldung zu schreiben. Nach langem, qualvollem Warten hörte ich meine Leute kommen. Ich erklärte ihnen die Lage. Die beiden Gefreiten mußten bei mir bleiben, zur Bedienung der Maschinengewehre. Lorenz mußte die Meldung zurückbingen. So schnell, wie möglich. Ohne Rücksicht auf Deckung und Gefahr.

Lorenz strahlte! Das war endlich mal etwas für ihn! Eilig nahm er die Meldung, dann war er schon draußen und verschwand in dem Dunkel. Bis in die Büsche hatte er Deckung, dann mußte er über das flache Feld, mitten im Licht der vielen Raketen, auf kürzestem Wege.

Mit klopfendem Herzen starrte ich scharf in das Dunkel. Jetzt mußte er bei dem toten Posten angekommen sein. – Dann kamen die drei zusammenstehenden Büsche, und dann endete die Deckung. Unablässig spielten drüben die Leuchtraketen. – Noch nichts zu sehen! Sollte etwa noch ein dritter Posten in den Büschen versteckt gewesen sein, den wir nicht bemerkt hatten? Dann war Lorenz so gut wie verloren. Und wir dazu. Sollte – ? Da sah ich eine Bewegung, drüben am Rande des Gestrüppes. Aha – er war mehr nach rechts gelaufen, auf der geradesten Linie. Er hatte Glück. Eben erlosch eine Leuchtrakete. Sekundenlang Dunkel. Dann blendete es von neuem. Tageshell. Und gleich dahinter ein Schuß. Ganz aus unserer Nähe. Vorne rechts aus den Büschen. Also doch noch ein dritter Posten! Man hatte Lorenz bemerkt. Ein ganzer Strauß von Raketen schoß plötzlich empor in die Nacht. Das Feld lag in gleißender Weiße, mit tiefen, kantigen Schatten. Und mitten in dem Lichtkegel rannte ein Mensch, rannte um sein Leben, um das Leben seiner Kameraden, rannte, ohne sich umzusehen, während die einschlagenden Geschosse den Boden um ihn aufspritzten ließen, rannte –. Da, Hölle und Teufel! – er stürzte – er fiel – überschlug sich – ganz dicht vor dem Graben – er war nur verwundet – er riß sich zusammen – er kroch auf den vieren – wie eine Katze – jetzt war er hinüber – er verschwand bei den Unseren! – Ich atmete auf, sie waren gerettet!

Wütend klingelte das Telephon. Was hier los gewesen sei? Wie das gekommen sei? Was für ein Mann da gelaufen wäre? – Ich antwortete auf französisch und bemühte mich, die Stimme des Toten zu treffen. Es sei nichts von Bedeutung. Offenbar eine mißglückte Erkundung. Unser Posten habe sofort geschossen.

Mein unbekannter Telephonpartner beruhigte sich hörbar. Er schärfte uns größte Wachsamkeit ein. Es seinen Kanailen, die **B o c h e s**!

Eine Hand berührte meinen Arm. Ich fuhr herum. Es war Martens. Am Ende des Grabens sei noch ein Unterstand. Mit sechs bis acht Leuten. Ich zuckte zusammen. Martens grinste. Er habe den Ausgang schon verrammelt. Er wolle es nur melden. Ich mußte lachen. Das erledigte er allein, wie etwas

Selbstverständliches. Acht feindliche Männer. Ein einzelner hätte genügt, uns zu verraten. Ich lief an das Ende des Grabens. Richtig, da war noch ein Unterstand, anscheinend der Wachtraum, durch eine Holztüre verschlossen. Martens hatte einige Bretter und Balken dagegen gestellt. Wir waren gesichert. Oben in der Türe war ein kleines Fenster geschnitten, ohne Scheibe. Ich blickte hindurch und sah mehrere Körper, in Decken gewickelt. Sie schliefen und schnarchten. Waffen sah ich keine. Ihre Gewehre lagen wohl vorn auf der Brustwehr. Ich drückte Martens die Hand.

Zu dreien schleppten wir zwei der Maschinengewehre und die ganze Munition auf den inneren Flügel des Grabens. Er war als selbständiger Stützpunkt gebaut und stand nicht in Verbindung mit der vorderen, feindlichen Stellung. Wir richteten die Maschinengewehre nach rückwärts. Sie bestrichen jetzt die feindliche Stellung und den Monstrewald.

Wir waren kaum mit der Arbeit fertig, da rasselte wieder das Telephon. Wo denn, zum Teufel, die befohlene Laterne sei?! Die Besatzungsmannschaften seien schon unterwegs. Der Sturm werde eine Stunde früher stattfinden. Wegen der feindlichen Patrouille von eben. Die verd... Boches schienen Unheil zu sinnen. Die Laterne sollte augenblicklich ausgestellt werden! Ich antwortete das „Ouf“ des Toten. Ein belebendes Gefühl der Entschlossenheit, der Freude an meinem Abenteuer durchflutete mich. Jetzt blieb uns keine Wahl. Wir mußten den Graben verteidigen. Zu dreien. Um jeden Preis. – Meine Leute freuten sich, wie die Kinder. Das war eine Patrouille, potz Donnerwetter! – das machte noch Spaß! –

Wir lagen an unseren Maschinengewehren und warteten. Die Laterne war ausgestellt. Auch das dritte Gewehr wurde rückwärts gerichtet. Sie konnten kommen. Aber – sie kamen nicht.

Fünf Minuten vergingen, zehn Minuten, eine Viertelstunde. Da tauchten dunkle Schatten auf, vornübergebückt, im Gänsemarsch – .

„Aufpassen!“ zischte ich, – aber die Schatten verschwanden vorne im Graben. Es war schon halb fünf Uhr, und noch immer war nichts vor uns zu sehen. Lange, endlose Reihen kamen und verschwanden in anderer Richtung. Aber dort trennte sich jetzt ein Haufen von den anderen, mehr, immer mehr. Eine ganze Kompagnie. In Richtung auf unsere Laterne. Sie kamen – !

Die Hände an den Griffen lauerten wir, mit ruhigen Blicken. Es war mir, als solle ich durch einen Klingeldruck die Hölle entfesseln. In meiner Kehle stopfte mir etwas die Luft. Ich mußte zweimal die Lippen öffnen.

„Los!“ rief ich. – Ein Schreien und Brüllen, ein Rattern und Knattern zerschlug Dunkel und Stille. Mitten hinein in den ahnungslosen, maschierenden Haufen prasselten die Geschosse, rissen ihn auseinander, in flatternde Fetzen, wälzten die Leiber zu stöhnenden Hügeln und jagten die Schatten in tollem Entsetzen.

Das Telephon rasselte wütend, bellend. – Teufel und Hölle, was hier wieder los sei! Wer denn hier schösse! –

„Ein Gruß von den Boches!“ schrie ich zurück. Zwei Regimenter lägen hier drüben im Graben. Ein Fluch unterbrach mich. Dann heulte von draußen ein Sturm des Hasses, ein rasendes, donnerndes, kreischendes Heulen, ein einziger Wutschrei! – Plötzlich war unser Graben mit zahllosen Leuchtkugeln wie übergossen. Handgranaten explodierten krachend vor uns, ohne uns zu erreichen. Rote, weiße, grüne Leuchtkugeln jagten Signale ins Dunkle. Ein herrliches Feuerwerk zu unseren Ehren. Die famose französische Wache im hinteren Unterstand war von dem Heidenlärm auch endlich aufgewacht. Sie versuchten, die Türe einzutreten und die Barrikade zu sprengen. Ich winkte ihnen lächelnd mit einer Handgranate. Da gaben sie sich zufrieden.

Und dann brachen sie drüben los. Aus dem Nachbargaben, in dichten Scharen, brüllend und schreiend, – und schmetterten reihenweise zu Boden! Ich war an das dritte Gewehr gesprungen und peitschte die Stürmenden knatternd zur Erde, peitschte sie nieder. Und dann kam das Herrliche, Unwiderstehliche! Ein brausendes Hurra schnitt durch das Toben, ließ das Herz jubeln vor Freude, ließ das Blut gefrieren vor Entsetzen. – Die Meinen stürmten!

Ein grauer Schauer fuhr in die Feinde. Unsere Maschinengewehre prasselten ihr Eisen und Blei in Flanke und Rücken, ohne Pause, unermüdlich, grauenhaft mähend.

Und drüben kamen sie, wie eine Woge, eine leuchtende, glitzernde, rollende Woge, alles zerschmetternd, alles zermalmend, die blitzenden Bajonette in nervigen Fäusten, das Jauchzen des Sieges auf Augen und Lippen. Der Anblick trieb mir die Tränen ins Auge. Die Tränen des Stolzes. Ich war ja ein Deutscher! Ein Deutscher, wie sie! –

Es gab keinen Halt mehr. Die feindlichen Gräben spieen die Flüchtenden bündelweise, haufenweise nach rückwärts. Mit dem Kolben kämpften sie um den Ausgang, rannten sich selber gegen die Bäume, warfen die Waffen und Helme von sich, liefen, stürzten, rannten, fielen. Wie die Gehetzten, irrsinnig, tobend, kreischend, sinnlos vor Furcht und Grauen. Und die Panik brauste hindurch durch die Bäume und jagte sie weiter, ohne zu rasten, weiter bin in ihre Gräben, weit hinter der Höhe. Das vielumkämpfte Wäldchen – war unser!

Der Korpsbefehl des nächsten Tages verlieh vier Eiserne Kreuze – Erster!